

Während früher die Bibliothekarin festlegte, wie viele Bücher Thea in drei Wochen schaffen könnte — Thea wollte fünf mit nach Hause nehmen, die Bibliothekarin entschied, dass drei reichten — bestimmte sie nun, was Thea schon verstünde und was nicht. Bibliothekarinnen hat Thea in keiner guten Erinnerung.

Auch Theas Mutter betrachtete die Leselust ihrer Jüngsten, die sie von ihren beiden anderen Kindern nicht kannte, mit Skepsis. Einerseits gab sie vor ihren Kolleginnen in der Wäscherei gern ein bisschen an, indem sie sagte: „Also unsere Thea, die liest nicht, die frisst die Bücher geradezu“, aber normal fand sie es doch nicht, und es gab immer häufiger Auseinandersetzungen deshalb. Mal bekam Thea angeblich zu wenig Schlaf, wenn sie abends so lange las, mal war es rausgeworfenes Stromgeld, wenn das Licht zu lange brannte.

Wahrscheinlich hatte die Mutter da schon den Verdacht, dass mit ihrem Kind etwas nicht stimmte.

Thea aber las, schrieb Tagebuch und für Sperlich auch manches Gedicht von veränderter Liebe.

„Stolzer König, was suchst du hier?

Einen Diener mach ich dir.“

Ben, wähnt Thea, war wohl ihre erste Beziehung, die wirklich und auch alltags stattfand, die real existierte, die nicht von ihr erträumt war, nicht schmachmend herbeigesehnt, oder im Tagebuch mystifiziert. Ben war einfach da.

Augenscheinlich und lebendig.

Die augenscheinliche und lebendige Liebe war sehr anders als alles, was Thea darüber gedacht hatte. Sie trug ein unverwechselbares Antlitz, einen konkreten Namen und in sich eigene Ideen und Meinungen. Man konnte sich mit ihr sehen lassen, nicht nur, weil sie vorzeigbar war im Sinne von akzeptabel, sondern weil sie leibhaftig war. Man konnte sich mit ihr einreihen in die große Allgemeinheit, in die Anonymität des Üblichen. Man konnte sich mit ihr vereinen und man musste sich mit ihr arrangieren, weil sie auch dann da war, wenn man sie nicht brauchte.

Das war öfter, als Thea geglaubt hatte. Aber es verstand sich von selbst, dass so etwas nicht auszusprechen war. Auch nicht ins Tagebuch zu schreiben. Eigentlich nicht einmal zu denken. Es gehörte sich nicht. Fest stand jedenfalls, dass es mit der Liebe eine eigenartige Sache war. Es gab die platonische, in der man sich alles genauso zurechträumen konnte, wie man es brauchte, man konnte sogar Ereignisse korrigieren, Vergehen wieder gutmachen, aufgeladene Schuld tilgen und Unverzeihliches verzeihen. Man konnte ständig den Liebsten oder die Liebste aus irgendwelchen Gefahren herausretten, ihnen Ritterlichkeit beweisen und Größe. Größe vor allem.

Die tatsächliche Liebe, wenn sie das Stadium des Werbens verlassen hatte, war eher langweilig. Vielleicht, weil da nichts und niemand zu retten war.

Aber auch da muss es einen Zeitpunkt gegeben haben, da man das erste Mal sich selbst gegenüber das ewige Gleichmaß der Tage eingestand und diese Erkenntnis kurzerhand „Alltag“ nannte, gegen den man machtlos war. Und der einen andererseits aber auch treuherzig schützte, sich über Gebühr mit Magenschmerzen zu beschäftigen, die etwas Illegales an sich hatten. Alltag war eine anerkannte Größe unter denen, die sich ihn als Rechtfertigung für alles Nichtleben auf ihre Fahnen geschrieben hatten.

Thea und ihn verbindet eine innige Hassliebe.

Ein paar Tage, bevor Thea Conny gebar, verabschiedete sich Theas Cousin Peter für anderthalb Jahre zur Armee. Sie fühlten beide, dass sie etwas vor sich hatten, das ihnen schwer fallen würde, vor dem sie sich fürchteten. Peter allerdings sagte zu Thea:

„Du hast es bald geschafft. Für mich ist so lange kein Ende abzusehen.“

Thea dachte damals, dass er Recht hatte.

Aber als er nach anderthalb Jahren wiederkehrte, körperlich gesund, an der Seele dagegen nicht unversehrt, niemand, sagte er später, kommt unbeschadet durch so eine Zeit, da hatte seine Bürde immerhin wirklich ein Ende genommen. Da war sie vorbei. Da konnte er links oder rechts gehen, geradeaus oder abends ins Kino, er konnte Entscheidungen treffen für sein Leben, und mit dem Alltag stand er noch in ebenbürtiger Polemik.

Thea hatte da bereits ihre Position, Bedingungen stellen zu können, verwirkt. Das Kleingedruckte war längst mit unterschrieben worden. Um sie herum wuselte ihre Tochter, die gerade Laufen lernte, während Thea nicht mehr ohne sie aus dem Haus gehen konnte. Eine Wehrpflichtzeit lang nun schon, und ein Ende war nicht abzusehen.

Nicht, dass Thea das Kleingedruckte nicht gelesen hätte oder nicht verstanden, jedoch war es ihr immer als ein notwendiges Übel von Geringfügigkeit serviert worden. Da müsse man durch. Wer das eine wolle, müsse das andere mögen. Sogar die Geburtsschmerzen hat man ihr noch schöngeredet und sowieso als Gottes Wille untergejubelt. Und Muttersein war eigentlich erst die Menschwerdung der Frau. Das unglaubliche Gefühl der Mutterschaft würde sie immer erleuchten und stärken. Ach, Männer waren schlau. Sie hatten die Natur auf ihrer Seite und waren klug genug, uns weiszumachen, sie würden uns um unsere beneiden. Wir Frauen glaubten das nur allzu gern, und den Vorgang der Geburt, der in der Tierwelt Biologie war, verkauften wir im Menschenreich uns selbst als Wunder.

Später, als Frauen ihre Männer am Wunder teilhaben lassen wollten, so gut es eben ging, und sie mit in die Kreißsäle zerrten, geriet der Glaube ans Wunder bei

den Männern etwas ins Wanken, aber nachdem sie sich erholt hatten, riefen sie es noch lauter aus. Man musste den Fortpflanzungswillen bei Laune halten. Ein Weib war des Teufels, wenn es sich verwehrte.

Für Thea war das unglaubliche Gefühl der Mutterschaft jedenfalls unglaublich ernüchternd.

Conny war kein Säugling, den man sich niedlich reden musste, weil man seine Mutter war. Conny war ein Bilderbuchbaby. Sie hatte dunkles Haar, das sich zu kleinen Locken kringelte, ihr Gewicht und ihre Größe waren von gesundem Durchschnitt, und nachdem sie gerade mal zwei Tage auf der Welt war, war sie auch im Gesicht schon schier und glatt, ganz ohne Spuren der Geburt. Was physisch da sein sollte und musste, war da, was sie können musste, konnte sie. Atmen, schreien, saugen, verdauen, schlafen, greifen. Kein Makel, keine verlogene Beruhigung in den Gesichtern der Schwestern, die was zu vertuschen hätten. Connys Geburt war unspektakulär und ihre Erstversorgung kam mit dem Routineprogramm aus. Alles ging seinen Gang.

Für Thea allerdings war die Geburt schon etwas Sensationelles, etwas sehr Außergewöhnliches, eine furchtbar schmerzhafteste Prozedur und eine schwere Arbeit war sie allemal.

Wer in Mecklenburg Anfang der achtziger Jahre ein Kind gebar, kannte das Geschlecht seines Kindes erst, wenn es auf der Welt war. Den Vätern, die damals noch zuhause warteten und alle zwei Stunden im Kreißsaal anriefen, sich zu erkundigen, wie weit die Dinge ihren Lauf genommen hatten, sagte man am Telefon lediglich, dass ihre Frauen niedergekommen waren. Es gab keine Auskünfte über den Gesundheitszustand von Mutter und Kind und es gab keinen Hinweis auf das Geschlecht. Diese mittelalterliche Geheimnistuerei sei zum Schutze der Mütter, sagte man ihnen, denn es habe immer mal Väter gegeben, die aus Enttäuschung über eine Tochter das Interesse verloren hatten und das demonstrativ kundtaten, indem sie sich nicht blicken ließen.

Also war es doch mehr zum Schutze der Väter vor den Enttäuschungen über den verlorenen Sohn, dachte Thea, die das albern fand, und die schon in der achten Klasse gelernt hatte, dass für die Geschlechtsbestimmung des Kindes einzig und allein die X- oder Y-Chromosomen des Mannes zuständig waren, wenngleich auch er nichts entschied. Unabhängig davon hatte auch Thea sich einen Sohn gewünscht. Aber sie war nicht enttäuscht, sie war viel zu glücklich, alles überstanden zu haben, viel zu dankbar, dass Conny gesund war, viel zu erstaunt, dass sie, Thea, es wirklich fertig gebracht hatte, ein Kind zu gebären. Da war es wieder, das glorifizierte Wunder. Als die Tochter ihr in den Arm gelegt wurde, dachte Thea seufzend und voller Mitgefühl, dass Conny die qualvolle Schinderei einer Geburt höchstwahrscheinlich auch einmal würde durchmachen müssen.

Später fand Thea es seltsam, dass sie ihr Mädchen, noch bevor sie es als ihr Kind empfand, als Leidensgenossin gewährte. Trotzdem waren sie nie eine Solidargemeinschaft geworden.

4

Aus familienorganisatorischen Gründen — damals hieß es, der Vater müsse „auf Schule“, weshalb die Mutter nun eine Arbeit annehmen wollte — hatte Thea zweieinhalb wichtige Jahre bei den Großeltern gelebt und war erst, als sie eingeschult wurde, wieder in die Familie zurückgekehrt.

„Auf Schule“ bedeutete in Wirklichkeit das Gefängnis, in dem der Vater einsaß, weil er versucht hatte, Geld zu unterschlagen. Knapp tausend Mark wohl. Thea hielt das nie für ein Kavaliersdelikt, aber das Urteil von zwanzig Monaten ohne Bewährung erscheint ihr, seit sie darüber Bescheid weiß, unverhältnismäßig. Der damals junge sozialistische Staat war vermutlich mehr beleidigt, als dass er geschädigt war. Er entließ den Familienvater in Unehren aus den Reihen der Volkspolizei, schickte ihn „auf Schule“ und hatte danach einen gebrochenen, ewig beschämten Bürger, der es sich selbst versagte, jemals wieder auf einen grünen Zweig zu kommen.

Natürlich war für Theas Mutter eine Welt zusammengebrochen. Sie war die Frau eines schneidigen Polizisten von Offiziersrang, die zuhause sorgfältig die Wohnung und ihre drei Kinder gleichermaßen in Schuss hielt. Sie war angesehen in der Straße, in der die Familie lebte. Sie genoss es, wenn der Vater gelegentlich sogar ein Auto mit Chauffeur vor die Haustür schickte, die Mutter zum Friseur zu fahren.

Der Erdrutsch in die Position der Frau eines gemeinen Diebes, die nun mit drei Kindern für knapp zwei Jahre allein dastand, hätte gewaltiger nicht sein können. Aber Theas Mutter muss diese Situation unvermittelt akzeptiert und tatkräftig in die Hand genommen haben. Es ist die für Thea am weitesten zurückliegende Erinnerung, derer ihre Gedanken habhaft sind. Sie ist viereinhalb Jahre alt, zwei Polizisten sind zu Besuch, was nicht ungewöhnlich ist, und sprechen mit der Mutter allein im Wohnzimmer. Als die Mutter zu ihren Kindern kommt, sieht sie verweint aus, sagt, dass der Vater ganz lange „auf Schule“ müsse und es würde sich hier einiges ändern. „Auf Schule“ war für die Kinder bis dahin ein Begriff für die Abwesenheit des Vaters. Zu Thea sagt die Mutter, sie müsse arbeiten gehen, solange der Vater nicht da sei, Thea solle sich aussuchen, ob sie in den Kindergarten wolle oder zur Oma. In Theas Erinnerung hat die Mutter das alles noch am selben Abend angesagt.

Thea wollte zu Oma und Opa, jedenfalls landete sie dort. Ob sie das wirklich entschieden hatte, weiß sie nicht mehr. Oma und Opa wohnten in Altentreptow an der Tollense, fünf lange Zugstunden von Schwerin entfernt. Man fuhr dort nicht hin, um am Wochenende wieder nach Hause zu kommen.

Die Großmutter hatte ihr später erzählt, wie schwer es Thea gefallen war, sich dort einzugewöhnen. Thea selbst erinnert sich, dass sie und die Oma einmal im Jahr